

Ostafrikaner hinter Stacheldraht

Hans v. Strenge (25/28)

Langsam dreht die „Winchester Castle“ aus dem Hafenbecken von Kapstadt. Weit ausgebreitet liegt die Stadt am Fuße des Tafelberges, der sich jetzt am Abend mit seinem weißen Laken zugedeckt hat. Die Sonne senkt sich hinter den Horizont, die eben noch satten Farben weichen einer kalten Stimmung.

Die Gedanken wandern. Sie wandern über das Wasser zurück zu dem Land und den Menschen, sie wandern die Reihe der Jahre zurück.

Am 3. September 1939 war das freie, ungebundene Leben der deutschen Männer und Frauen in Tanganyika Territory, Ostafrika, zu Ende. Alle Männer wurden von den Pflanzungen und Arbeitsplätzen abgeholt und in Lagern zusammengeführt; vorerst durften die Frauen und Kinder in ihren Wohnungen verbleiben.

Es dauerte drei Wochen, dann wurden die über das ganze Land verteilten Einzellager nach Darësfalaam zusammengelegt. Das einmal als Kongofreihafen vorgesehene Gebiet an der Bugustrafë hatte man mit einem Wellblechzaun und innerhalb mit einem festen Drahtverhau umgeben, das Tag und Nacht durch Akkarris abgegangen wurde. Auf einem Raum von ca 200×200 Metern herrschte eine drangvoll fürchterliche Enge, als 1 200 Internierte versammelt waren. Alle Räume waren so dicht mit Betten zugestellt, daß man sich in dem freien Raum dazwischen kaum umdrehen konnte.

Aufgeregt wie in einem Ameisenhaufen krabbelte alles durcheinander. Das einzig Regelmäßige am Tage waren die zwei Namensappelle und die Mahlzeiten.

Noch fehlte jeglicher Zusammenhalt unter den Menschen der verschiedensten Charaktere, Lebenserfahrungen und Veranlagungen. Ein Teil stellte sich abwartend abseits, andere glaubten sich nicht genug tun zu können mit aufgeregten Reden und Taten. Sie wollten die Masse zu gemeinsamen Handlungen gegen unsere Bewacher aufbieten, weil sie meinten, dadurch von vornherein unsere Lage zu verbessern. Zu spät spürten sie dann, daß die Wogen doch nur an der Umzäunung des Lagers hochbrandeten und mit verdoppelter Wucht auf uns niederfielen.

Bald bildeten sich Gruppen Gleichgesinnter, die, durch Interessen ver-

bunden, in gemeinsamer Arbeit sich zu helfen versuchten. Vor allem die Handwerker unter den Internierten begannen sehr bald zu arbeiten, sei es für die Lagergemeinschaft oder in eigenem Interesse. Aus ihnen sollte sich im Laufe der vor uns liegenden Jahre die stärkste und beruhigendste Kraft der Internierungszeit entwickeln, die den Gegner zu immer neuer Bewunderung brachte. — „Gibt man Euch Deutschen einige leere Dosen, wenige Längen Draht und Handwerkszeug in die Hände, dann steht sicher nach wenigen Tagen ein Radioapparat betriebsfertig da!“ —

Lehrkurse, Unterhaltungsgruppen für Musik und Theater bildeten sich und trugen sehr zur Entspannung bei.

Ende 1939 und Anfang 1940 begann die Repatriierung. Die Aufregung war groß. Zu Beginn war es völlig undurchsichtig, wer nach Hause durfte, wer in der Internierung verbleiben mußte, bis es sich herausstellte, daß alle alten Lettowkriegsteilnehmer, alle Techniker und leitenden Angestellten zurückbleiben mußten. Mitte des Jahres 1940 war die Aktion abgeschlossen, nur ungefähr 400 Deutsche hatten 7¾ Jahre der Internierung vor sich.

Es hatte Platz gegeben. Mit Hilfe von Einrichtungsgegenständen, die die Frauen von den Pflanzungen geschickt hatten, hatte das Lager einen anheimelnden Anstrich bekommen. Wer Lust verspürte, konnte an 2 Tagen der Woche zum Baden an den Strand außerhalb der Stadt marschieren und den ganzen Tag in Sonne und Sand liegen. Bei Ebbe konnte man weit zu den dem Strand vorgelagerten Korallenbänken hinauslaufen. Kein Blumenbeet konnte farbiger sein als die Meeresfauna und -flora in den mit Wasser gefüllten kleineren und größeren Becken, die das auslaufende Meer zurückgelassen hatte. Blutrote Korallenbäume wuchsen aus dem Grunde, rosa Seesterne, dunkle Muscheln, lila Seeigel und Fische aller Farben leuchteten aus dem durchsichtigen dunkelblauen Wasser. Ging man vorsichtig an den weit draußen stehenden Mangrovengebüschchen vorbei, sprangen wie Heuschrecken die Kletterfische ins Wasser zurück. Blieb man bewegungslos stehen, konnte man nach einiger Zeit beobachten, wie sie, aus dem Wasser herauskommend, sich mit ihren beweglichen Vorderflossen über den Sand hinweg bewegten und die Wurzeln und Zweige der Mangroven wieder erkletterten.

Beinahe konnte unser Leben erholungsvoll genannt werden. Regelmäßig bekamen wir Post und auch Besuch unserer Frauen; die ersten Sendungen des Deutschen Roten Kreuzes trafen ein.

Wie eine Bombe schlug die Nachricht von der Verlegung des Lagers ein. In zwei Stunden mußten wir abmarschfertig am Lagerausgang stehen. 100 englische Pfund Gewicht war jedem Einzelnen zum Mit-

nehmen erlaubt. Wohin es gehen sollte, konnten wir unseren Frauen mit den schnell geschriebenen Grüßen nicht mitteilen. Seyschellen, Madagaskar, Australien und Südafrika konnten wir nur vermuten; Genaueres wußte niemand. Zurück blieb unser sehr reicher Kantinenbestand, die Bibliothek mit vielen hundert Büchern, unsere Sportgeräte und vieles, vieles Privateigentum.

Fest geschlossen waren die Fenster und Türen der Abteile, in denen wir Stunde auf Stunde eingeengt auf den Transport die wenigen hundert Meter bis zum Hafen warten mußten. Endlich am frühen Nachmittag rollte der Zug an. Wir waren in der Sonnenglut am Ersticken. Bis zum Abend dauerte im Hafen die Durchsuchung des Gepäcks und die Einschiffung.

Ein alter Kamerad, Rodenacker aus Moshi, hatte es fertig gebracht, seinen Radioapparat am ersten Internierungstag mit ins Lager zu bringen. In Daresßalaam war er unser offizieller Lagerapparat gewesen, der eingesetzt wurde, wenn wegen Kollektivbestrafung das von den Engländern erlaubte Radio nicht arbeitete. Auseinandergenommen ruhte er jetzt bei irgendwem irgendwo im Gepäck.

Gruppenweise standen die Internierten schon stundenlang auf der Kai-mauer und warteten auf ihre Abfertigung in glühender Sonne. Im gleichen Augenblick, als eine Barkasse sich fertig machte abzulegen, brach ein Internierter neben seinem großen Seesack ohnmächtig zusammen. Hilfsreiche Hände, unter ihnen zwei bewachende Tommies, betteten ihn auf den weichen, zusammengedrückten Seesack. Er wurde angehoben und behutsam in die Barkasse verfrachtet, von den Soldaten selber geleitet. In weitem Bogen schwang das Boot durch das Hafenbecken zu dem auf Reede liegenden Transporter. — In dem Seesack reiste sicher unser Radio. —

Die Sonne ging glutrot unter, als wir am Leuchtturm Makatumba vorbeifuhren.

Rauhe See auf der Höhe von Madagaskar machte vielen von uns schwer zu schaffen, am meisten litten unsere braven Askaris. Keiner von ihnen hatte je die See gesehen; jetzt hockten sie aschgrau in den Ecken, kramelten sich um und um und dachten an Sterben. Ihre Offiziere sammelten die Gewehre ein, die achtlos herumlagen.

An einem strahlenden Morgen glitten wir in das spiegelglatte weite Hafenbecken von Durban.

An Land hatte man uns sicher nicht erwartet. Ohne Mahlzeiten warteten wir bis zum Dunkelwerden, dann wurde unser Dampfer an die Pier verholt.

Hell strahlten die Lichter der Hafenpromenade, als unser langer Zug durch die Stadt nach Nordwesten rollte. Es war eine Fahrt wieder ins Blaue. Pietermaritzburg, Ladysmith weckten Erinnerungen an den Burenkrieg in uns.

In Johannesburg wurden wir ausgeladen und mit Lastwagen nach Leeuwkop, einem ehemaligen Kafferngefängnis, gebracht. In unserem leichten Khaki froren wir wie die Schneider hier in 1600 Meter Höhe.

Zu der aufgeregten Burenbelegschaft im Lager bildeten wir einen starken Gegensatz. Gegen diese Neulinge im Lagerleben waren wir alte erfahrene Internierte. Das bewahrte uns kurze Zeit später vor Vorgängen, wie sie sich in dem großen Lager Baviaanspoort abgespielt hatten. Zu falschem Schwung gebrachter Enthusiasmus hatte sich dort gegen die Bewacher aufgelehnt und war niedergeknüppelt worden. Ruhig und gelassen, mit dem nötigen Humor für das Komische der Lage, brachten wir die Durchsuchung unseres Lagers durch eine mit Knüppeln bewaffnete Soldatenschar hinter uns, ohne daß sich ein Zwischenfall ereignete.

Am Ende des Jahres war die Erweiterung der Lager Baviaanspoort und Andalusien so weit beendet, daß man uns zur Hälfte in das eine und das andere Lager abtransportierte.

Hier trafen wir mit Internierten aus aller Herren Länder und Meere zusammen. Unter den rund 3000 Insassen waren Südafrikaner, Südwester, Schiffsbesatzungen, Flüchtlinge aus allen Teilen Afrikas, Amerikas und Australiens, die, unterwegs von den Schiffen geholt, hierher zusammengebracht worden waren.

Das Lager lag an einem leicht geneigten Hang dicht an einem kleinen Flußlauf, dessen gegenüberliegendes Ufer schroff und steil in einer Felswand etwa 30 Meter anstieg. Ringsum war afrikanische Steppe; in der Ferne sah man bestellte Flächen, die zu irgend einer Farm gehören mochten.

In Reih und Glied, mit nur wenigen Metern Zwischenraum, lag Baracke an Baracke, in denen jeweils 25 Mann untergebracht waren. An der Längswand lief eine Veranda entlang, auf der Tische und Bänke standen. Innen blieb wenig Platz zwischen den Betten. Nur wenn sich zwei Bewohner zusammentaten und ihre Schlafstellen dicht aneinander rückten, gewannen sie Platz für einen kleinen selbstgezimmerter Tisch und Stuhl. Am Kopfende jedes Bettes war ein Wandbord mit Haken; je zwei Internierte hatten einen offenen Wandschrank.

Räume für Vorträge, eine Theaterhalle, ein Hospital und Raum für Werkstätten standen den Lagerinsassen zur Verfügung. Sehr stark besucht

wurde die Kantine, die, von ehemaligen Stewards geleitet, jedem Internierten gegen mäßige Preise von morgens bis abends Kuchen, Kaffee, Tee, Kakao oder sehr gut zubereitete warme Speisen bot. Die Räume waren geschmackvoll hergerichtet, daß man in ihnen nichts von der Lagerluft spürte. Ihr angegliedert war eine Verkaufskantine, in der man wie in einem reichhaltigen Geschäft alles kaufen konnte.

Zu diesem mit einem starken Stacheldrahtverhau umgebenen Lager, das Tag und Nacht scharf bewacht wurde, gehörte ein Tagesauslauf von ungefähr 60 000 m², der von 9 Uhr bis 14 Uhr geöffnet war. Auf diesem Gelände hatten die Internierten ein ausgedehntes Sportfeld gebaut. Es bestand aus einer 400 m Aschenbahn, die um ein Fußballfeld lief, 100 m-Bahn, 2 Faustballfeldern, 2 Tennisplätzen, Sprunganlagen. In späteren Jahren wurde eine Schwimmanlage im Hauptlager gebaut, deren sich eine Provinzstadt nicht hätte zu schämen brauchen.

In dieses Lager zogen Ende 1940 wir Ostafrikaner unter dem Liede „Heia Safari ..!“ ein, das von unserem Alten Kameraden Aschenborn stammt, von dem zwei Söhne ebenfalls in Baviaanspoort interniert waren.

Wir gliederten uns sehr schnell in die Lagergemeinschaft ein. Wir hörten die Vorträge, die jede Woche stattfanden, gingen in die Musikabende des großen und sehr guten Orchesters und beteiligten uns an den vielerlei Fortbildungskursen. Theoretisch konnte sich, wer wollte, in jeglichem Berufszweig aus- und fortbilden lassen. Die Handwerker hatten ihre verschiedenen Fächer und legten Gesellen- und Meisterprüfungen ab; die Landwirte, Bergbauern, Kaufleute, seemännisches Personal, Ingenieure und Architekten führten Kurse durch. — Daneben arbeiteten die freien Berufe, wie Musiker, Maler, Graphiker und Bildhauer, für sich oder bildeten Nachwuchs aus.

Rückblickend muß der Mehrzahl der Internierten das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie die Zeit der unfreiwilligen Muße genutzt hat. Der Ausspruch eines Kameraden: „Ich habe mir vorgenommen, aus dem Lager klüger herauszugehen, als ich hingegangen bin“ entsprang in keiner Weise einer Überheblichkeit, sondern war tiefer, verantwortungsbewußter Ernst.

Schon in den ersten Internierungstagen hatten sich die alten Witzenhäuser gefunden. Viele, die sich nur aus der Anschriftenliste kannten, sahen sich jetzt von Angesicht zu Angesicht. War man sich in der Masse aller bisher nicht weiter näher gekommen, so taten sich hier in Südafrika die alten Kameraden zu einer festen Gemeinschaft zusammen. Regelmäßig trafen sie sich jeden Monat an einem bestimmten Nachmittage. Unter

einem schattigen Baum im Auslauf erzählte dann jedesmal einer seinen Lebensverlauf vom Tage seines Fortganges in Witzenhäusen bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges. Von einem gemeinsamen Ausgangspunkt waren die verschiedenen Fäden kreuz und quer über den ganzen Globus gelaufen, um sich dann hier in Südafrika zu verknüpfen.

Eines Tages tauchte ein neuer Witzenhäuser unter uns im Lager auf. Ein stiller, ruhiger Mensch, um den viel von einer geheimen Mission gemunkelt wurde. Es war eigenartig, daß er, vor dem Kriege in Südafrika ansässig, zu Beginn der Feindseligkeiten nach Port. Dst geflohen, von dort anscheinend ohne Grund wieder in die Union gekommen war und wenige Tage darauf im Lager eingeliefert wurde. Er schloß sich niemandem an, erschien zwei Mal zu unseren Zusammenkünften und war dann eines Morgens wieder verschwunden. Seine Flucht hatte er so ausgeführt, daß der englische Lagerkommandant keinem eine Schuld zuschieben und demgemäß auch keine Kollektivbestrafung vornehmen konnte wie in allen bisherigen Fällen.

Alle Handwerker im Lager holten sich jeden Morgen ihre Werkzeugkisten aus einem außerhalb der Lagers befindlichen Schuppen, wohin sie sie auch nach dem Namensaufruf am späten Nachmittag zurückbringen mußten. Jedesmal mußten sie am Tor durch Unterschrift quittieren.

Eines Abends, die Zählung war vorüber, erschien unser Alter Kamerad mit einem Kofferchen am Tor, ging mit fünf anderen Internierten nach draußen, drückte sich, während die anderen ihre Unterschrift leisteten, am Wachhabenden vorbei, marschierte in den Schuppen und kam nicht wieder mit zurück. Die eigenen Leute hatten nichts bemerkt, und erst am anderen Morgen wurde sein Fehlen bemerkt. Jetzt war es zu spät; man fand das offene Fenster, eine Fußspur dicht am Schuppen; alles andere hatte der starke Regen während der Nacht ausgewischt.

Ausbrüche wurden in den ganzen Jahren viel durchgeführt und oft geplant. In einer Nacht gelang es 14 Internierten, durch einen Gang das Lager zu verlassen.

Solche Gänge wurden unter viel Mühen und sachkundiger Aufsicht von Bergleuten gegraben.

Dicht an der Umzäunung steht eine Baracke. Dort kann man am Tage deutlich das Summen der Windmaschine hören, die die Atemluft in den tiefen Schacht drückt; denn man muß mehrere Meter tief unter einem außerhalb der Umzäunung laufenden Graben hindurch. Der Wachtposten der Ganggräber auf der Veranda läßt den Stock hart auf den Boden knallen, das Zeichen, daß Gefahr im Verzuge ist. Wie

zwei Offiziere den Raum betreten, ist alles still. Die Internierten sitzen scheinbar teilnahmslos herum, lesend oder schreibend. In dieses Idyll schreckt der scharfe Knall des von dem Offizier während seines Gespräches aufgestoßenen Stockes, nochmal — und ein drittes Mal. Das ist das verabredete Zeichen: Die Luft ist rein! Alles hält den Atem an, denn sofort muß das Geräusch der Windmaschine unverkennbar einsetzen. — Es bleibt still! — Die Offiziere verlassen den Raum. Wie sich herausstellte, hatte der Mann, der die Maschine bediente, aus irgend einem Grunde Unheil gewittert und ganz gegen die Gewohnheit die Maschine nicht weiter betätigt.

Jede Woche wurde das Lager von einem größeren Truppenaufgebot nach verbotenen Radioapparaten durchsucht. Ab und an fand man kleinere, meist Dedektorapparate, die Südafrikanern gehörten. Unsere großen Kurzwellengeräte fand man niemals.

Vier solcher Geräte waren im ganzen Lager untergebracht. Sie wurden von Fachleuten bedient, die sich aus den Funkern der Schiffsbesatzungen zusammensetzten. Täglich liefen jeden Abend die Nachrichten, auf Seidenpapier getippt, durch das Lager nach einem festen Plan, wurden verlesen und dann vernichtet.

Später, der Krieg war zu Ende, und unsere Repatriierung stand bevor, haben wir den Standort zweier Geräte erfahren.

Kunstfertig war in dem Raum unter einer Baracke aus der in den Hang hineingesetzten Fundamentmauer ein Stück der Mauer in der Größe einer kleinen Tür herausgearbeitet worden. Dieses zusammenhängende Mauerwerk hatte man auf Kugellager gesetzt und wieder so eingepaßt, daß nach dem Schließen nichts mehr zu erkennen war. Dahinter lag ein kleiner Raum, in dem der Apparat stand und noch Platz vorhanden war für den abhörenden Stenografen.

An einer anderen Stelle wurde der tief im Untergrund stehende Apparat ferngesteuert. Unsere Baracken hatten Holzfußböden. Stellte man ein bestimmtes Bett, wir hatten Eisenbetten, auf gewisse Nagelköpfe, dann war die Leitung hergestellt. Mit unauffällig am Bett angebrachten Schrauben stellte man das Radio ein; der Stenograf lag auf dem Kissen, in dem der Kopfhörer untergebracht war. Betraten fremde Besucher den Raum, stand der Mann auf und schob unmerklich die Bettstelle etwas zurück; der Kontakt war unterbrochen.

Schließlich gaben die Bewacher das Spiel auf und bauten Störsender ums Lager auf. Drei Tage hatten wir keinen Empfang, dann hatten unsere Funktechniker auch diese Schwierigkeit gemeistert.

Die Ausstellung, die im Mai jeden Jahres stattfand, war eine große Schau vom Können und Fleiß der Internierten. Jedes Handwerk war hier vertreten; die Künstler zeigten ihre Arbeiten in Malerei und Graphik; Bildwerke standen da, deren sich keine europäische Kunstausstellung zu schämen brauchte. Vor allem wurden von den vielen auswärtigen Besuchern die reichhaltigen Intarsienarbeiten bewundert. So war ein Rauchtisch mit der Karte Afrikas versehen, in der neben den rein geographischen Zeichen die gesamte Tier- und Pflanzenwelt in Einlegearbeit gezeigt wurde.

Monate waren vergangen; im September 1942 ereignete sich im Frauenlager in Salisbury das Unglück, dem 11 Kinder zum Opfer fielen. Wenige Wochen darauf schickte man die betroffenen Väter zu ihren Familien.

Die Frauen und Kinder hatte man nach Kriegsausbruch noch ungefähr ein halbes Jahr in ihren Wohnungen gelassen; dann waren sie in kleineren Gruppen zusammengelegt worden, um wenig später in größeren Sammellagern untergebracht zu werden. Im April 1941 fuhren sie wie wir seinerzeit auf einem Truppentransporter über Durban nach Südrhodesien.

Wenige Kilometer von der Hauptstadt Salisbury entfernt wurden sie in einer neu erbauten Eingeboreneniedlung sehr weitläufig untergebracht. Innerhalb einer Fläche von etwa 500×300 Metern lagen lauter kleine Steinhäuschen mit jeweils zwei Wohnungen, die aus einer Veranda und drei Räumen bestanden. Die Wohnfläche betrug ca. 35 qm, auf die fünf Personen einschließlich Kinder verteilt wurden. Zu mehreren Häusern gehörte ein Badehaus mit einer großen Waschküche. Im Mittelpunkt des Lagers standen die großen Küchegebäude mit einem Speiseraum, die Verwaltungsgebäude, eine Halle und das Hospital. Einen in sich geschlossenen Teil bildeten Baracken, die als Schulräume eingerichtet worden waren.

Für den Schulbetrieb stellte die Regierung alle Hilfsmittel, außer den deutschen Lehrbüchern, in ausreichendem Maße zur Verfügung, einschließlich der Bänke, Tafeln, Lehrmittel, wie Kreide, Tuschkästen, Hefte, Bleistifte, Halter usw. Die deutschen Schulen aus Süd- und Südwestafrika und das Deutsche Rote Kreuz schickten die benötigten Lehrbücher und Lehrpläne, nach denen ein deutscher Oberschulbetrieb aufgezogen wurde. Der Unterricht wurde von den weiblichen Lehrkräften der ehemaligen deutschen Schulen in Ostafrika in vorbildlicher und aufopfernder Weise geleitet.

Vielleicht empfanden die Frauen, die Kinder zu betreuen hatten, die Internierung am wenigsten. Sie hatten eine Aufgabe, die sich nur wenig von der in normalen Zeiten unterschied. Die alleinstehenden arbeiteten in den Lagerbetrieben und taten damit das Ihrige, um ein harmonisches Zusammenleben zu gewährleisten, denn diese scheinbar kleinen Pflichten bedingten in ihrer Gesamtheit und Aufopferung den gesunden Bestand des ganzen Lagers.

An dieser Stelle muß von der großzügigen Hilfe der Deutschen in Süd- und Südwestafrika, in Angola und Port. Ostafrika gesprochen werden.

Wenige Tage, nachdem der Transport in Südrhodesien angekommen war, hatten die Deutschen Patenschaften für die internierten Frauen und Kinder übernommen und sofort namhafte Geldbeträge überwiesen, die regelmäßig monatlich einliefen. Darüber hinaus schickten sie Einrichtungsgegenstände, Lebensmittel, Bekleidung und vor allem Obst und wiederum Obst. An den Feiertagen, Weihnachten und an Geburtstagen brachen die Gabentische von den Geschenken der lieben Menschen, die das Glück hatten, in Freiheit leben zu können. Die ganzen Jahre hindurch hat dieses Hilfswerk ungeschwächt angehalten. Unsere Kinder werden sich ihr ganzes Leben daran erinnern müssen, was hier geleistet worden ist; denn niemals wären sie so gesund aufgewachsen, wenn diese Opferwilligkeit nicht gewesen wäre.

1944 waren alle ostafrikanischen Familien vereinigt worden. Die Lagerbestimmungen wurden mit der Zeit gelockert. Spaziergänge waren zugelassen worden. Die Platzangst, die sich hier und dort einzuschleichen gedroht hatte, wurde damit überwunden. Bei allem Verständnis und dem Gefühl gemeinsamer Not und Schwierigkeiten war es doch mit der Zeit immer schwieriger geworden, täglich mit denselben Menschen zusammen sein zu müssen. Jeder kannte jeden bis in die letzte Faser. Man kannte mit der Zeit die Lebensgeschichte bis weit zurück über mehrere Generationen. Es fehlten jegliche neuen Eindrücke von außen. Die Gewohnheit und die ewige Wiederkehr des Tageslaufes zerrte stark an den Nerven jedes Einzelnen.

Die Kinder spürten von allen diesen Dingen am wenigsten. Sie konnten keine Vergleiche ziehen. Ein kleines Mädchlein geht mit seiner Mutti den Weg am Stacheldrahtzaun spazieren. Draußen weiden einige Eselchen. „Mutti, schau, — die armen Eselchen, die sind eingesperrt!“

Als das Jahr 1945 anließ, wurden alle Wünsche und Hoffnungen endgültig begraben. Eine Sorge tauchte riesengroß auf: Was wird jetzt? —

Mehr als sechs Jahre waren hinter Stacheldraht vergangen. Kinder, die zu Beginn des Krieges ihre ersten Gehversuche gemacht hatten, waren jetzt Schulkinder, WE-Schützen saßen in den Oberklassen. In der Deutschstunde wird eine Geschichte von Hermann Löns gelesen. An einer Stelle heißt es, daß die Bäuerin die Wäsche auf den Boden des Hauses zum Trocknen bringt. Die Kinderaugen sehen erstaunt auf, blicken den Lehrer fragend an. Als er nach dem Grund des Nichtverstehens fragt, kommt die Antwort: Warum trägt die Frau die Wäsche auf den Boden, der Boden ist doch in jedem Zimmer unten. Afrikanische Kinder kennen kein Dachgeschloß, sie kennen auch keine Straßenbahnen, keine mehrstöckigen Häuser, keine Omnibusse. Eine Klasse will sich totlachen, als Tapeten erklärt werden — wie kann man sich nur Papier an die Wände kleben! —

Ende 1945 ziehen wir in ein neues Lager. Man war erstaunt, was sich im Laufe der Zeit für Dinge im Haushalt angesammelt hatten. Aus Kistenbrettern hatte man sich Tische, Stühle und Schränke gezimmert. Handwerker hatten aus Blechdosen und Wellblechresten Kaffeekännchen, Zuckerdosen, Eimer, Waschschüsseln und Kannen zusammengelötet.

Zerklüffte Kleidung, altes Spielzeug, angeschlagenes Geschirr wurde in jeder Familie zusammengetragen und an Neger verhandelt, die den Zaun in Scharen bevölkerten. Als Gegengaben brachten diese Melonen, Apfelsinen, Mandarinen.

Eines Morgens stand ein vierjähriges Menschlein am Zaun, zog sich splitternackt aus und war gerade dabei, seine Kleidchen gegen eine große Melone einzuhandeln, als seine Mutter noch im letzten Augenblick dazwischensprang, ehe die Sachen auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Weinend stand der kleine Mann auf dem Weg.

Unser neues Lager, ein alter Fliegerausbildungshorst, lag mitten in der Steppe, 40 km von Salisbury entfernt. An dem weit ausgedehnten Lande- und Startplatz mit seinen Betonbahnen und Hallen standen die weiß gefalkten und mit einem dicken Grasdach gedeckten Baracken und Lehrgebäude. Die Räume, die vorher für etwa 200 Mann angelegt worden waren, mußten jetzt für rund 1000 Internierte hergerichtet werden. Dazu wurden sie durch Zwischenwände aus Pappschichten unterteilt und je nach Größe an die Familien und einzelfühenden Internierten verteilt.

Die Schule erhielt eine schöne Turnhalle. Die fehlenden Geräte wurden von den Internierten selber gebaut. Nach kurzer Zeit turnten die Kinder an einem verstellbaren Reck, einem Barren, Ringen, Kletter-

stangen, Sprungkasten und schwedischen Leitern. Im Freien entstand ein Karussell, Schwebebalken, Rundlauf und Wippen.

Wenige Wochen waren vergangen, und das Lager hatte sein Gesicht von Grund auf verändert. Die Häuser hatten Lauben bekommen, überall waren Gärten entstanden. Wenn der helle Vollmond über dem Lager stand, glaubte man sich in ein Dorf der ungarischen Ebene versetzt mit seinen weißgealkten Bauernhäusern und den tief in die Stirn gezogenen Grassdächern.

Hinter dem Lager begann die afrikanische Grassteppe, die sich gelb und ausgedorrt von Horizont zu Horizont zog. Wie Sommersprossen in einem Gesicht war sie betupft mit Büschen, dichter und weiter, an mancher Stelle wie ein Wald zusammenstehend. Hier und dort ragten Felsklippen aus diesem Meer heraus. An einem in der Ferne verlaufenden Flußlauf zog sich Baumbestand dahin. Eine Hügelkette strich dicht am Lager vorbei. Der Schienenstrang der Eisenbahn Salisbury—Bulawayo lag nicht weit vom Lager entfernt. Die Station Norton, die unserem Lager seinen Namen gab, stand wenige hundert Meter jenseits der Bahn. Zu ihr gehörten einige Inder- und Negerhütten. Tag und Nacht hörten wir das Stampfen eines kleinen Goldbergwerkes bis zu uns herüber.

Wäre die Sorge um unsere Zukunft nicht gewesen, wir hätten uns an diesem schönen Fleckchen Erde ohne Drahtzaun und Bewachung sehr wohl gefühlt. Weite Spaziergänge und Fahrten in die Stadt mit Bahn oder Auto wurden unternommen, abends um 10 Uhr mußte nur alles wieder im Lager sein. Für die Schulkinder waren Schulausflüge ein bisher unbekanntes Ereignis. Mit Rucksack und Kochtopf wanderten sie durch die Gegend und kochten im Freien ab. Auf einer dieser Fahrten entdeckte eine Klasse mit ihrem Lehrer in einem mächtigen Felsraum prähistorische Felszeichnungen. In dem trockenen Klima dieses Landes hatten sich die Zeichnungen durch die Jahrhunderte in aller Klarheit erhalten.

Überall im Lager entstanden Handwerksbetriebe, die ihre Arbeit nach Salisbury und die umliegenden Pflanzungen verkauften.

Ein ehemaliger kaufmännischer Leiter einer deutschen Handelsfirma machte mit einem Mechaniker und einem Missionar eine Schusterei auf, deren Damenschuhe in buntem Leder reißenden Absatz fanden.

Ein Automechaniker eröffnete eine Elfenbeinwerkstatt. Auf einer Präzisionsdrehbank, die aus einer alten Singernähmaschine selber gemacht worden war, drehte er auf Bruchteile von Millimetern die schönsten Knopfgarnituren, Zigarettenspitzen und Armbänder mit Filigraneinlegearbeiten.

Eine Autoreparaturwerkstatt wurde von Fachkräften eingerichtet, die gar nicht so schnell arbeiten konnte, wie ihr die Autos gebracht wurden. In ganz kurzer Zeit arbeiteten sie mit einer Drehbank, Schweißgeräten, einer elektrischen Aufladestation.

Elektrotechniker wickelten Dynamos und Motoren neu, verlegten kilometerweite Überlandleitungen und richteten Kraftwerke auf Betrieben von Privatleuten ein.

Fischler und Schreiner bauten Schränke, Lampen, Tische und Stühle, die ihnen die Geschäfte in der Stadt abnahmen. Landwirte und Pflanzler wurden auf Farmen eingestellt, Bauunternehmer übernahmen Bauten in der nahen und weiteren Umgebung. Wer nicht bei solchen Arbeiten oder innerhalb des Lagers eine Beschäftigung fand, beteiligte sich am Erdnußbau, der in einer Gemeinschaftsarbeit vom Lager selber durchgeführt wurde. Parzellenweise wurde das Land nach vorheriger gemeinsamer Bearbeitung durch einen Motorpflug aufgeteilt. Die Teilnehmer bepflanzten und bearbeiteten dann selber ihr Stück Land und ernteten die Nüsse, die dann wiederum gemeinsam aufbereitet und verkauft wurden. Der Gewinn wurde nach der auf den Einzelstücken erzielten Ernte verteilt. Mit der Behörde war ein Abkommen getroffen worden, daß dies ein Beitrag der Internierten zur Linderung der Fettaut in Europa sein sollte.

Die Schule des Lagers führte eine große Sammlung von getragenen Kleidungsstücken und Wollresten für die Flüchtlingslager in Dänemark durch. Während des Unterrichts wurden aus den Wollresten warme Decken und Strümpfe gestrickt. Mehrere Lastwagenladungen kamen auf diese Weise zusammen.

Das Verhältnis zwischen Internierten und den Bewohnern von Südrhodesien war immer vertrauensvoller geworden. Man sollte dem Fleiß und der Zuverlässigkeit der Campinsassen offene Bewunderung und Anerkennung. Dies sollte deutlich zu Tage treten, als unsere Heimtschickung ins Auge gefaßt wurde. In der Presse und später im Parlament kam es zu längeren Debatten über unseren Verbleib im Lande. Wenn auch Stimmen laut wurden, die unsere Abreise wünschten, so gab es doch sehr zahlreiche gewichtige Stimmen unter den Buren und Engländern, die sich für uns einsetzten.

Die Lagerleitung hatte sich in vielseitigen Eingaben an Behörden und wichtige Persönlichkeiten des politischen Lebens der verschiedensten Länder und Staaten gewandt, um sie für eine Ansiedlung in anderen tropischen Gebieten oder einen Verbleib in Rhodesien zu gewinnen. Von allen Antworten war nur die von Premierminister Smuts positiv, der sich bereit

erklärte, uns geschlossen in Südafrika aufzunehmen. Unter tiefstem Bedauern mußte er diese Zusage wenige Tage darauf zurücknehmen, da das englische Kolonialamt seine Zustimmung versagte.

Die Auflösung des Lagers begann Tatsache zu werden. Alle Dinge, die im Laufe der langen Internierung vom Lager angeschafft worden waren für Unterhaltung und Betriebe, mußten jetzt verkauft werden. Darunter fielen unser Tonfilmkinoapparat, der uns wöchentlich Filme vorgeführt hatte, Klaviere, Schreibmaschinen und vor allem der reiche Lagerbestand der Kantine. Der ansehnliche Gewinn wurde auf die Lagerinsassen verteilt.

Fast acht Jahre Gefangenschaft lagen jetzt hinter uns. Viel Schweres hatten wir durchmachen müssen, wir hatten aber auch manches Schöne erlebt. Man brauchte nur auf die vielköpfige Kinderzahl zu schauen, die gesund und vergnügt umhertollte, um dankbar zu sein, daß sie so gesund an Leib und Seele durch die Kriegsjahre gekommen war. Einen nicht geringen Anteil daran hatte die opferbereite Pflege und Betreuung der deutschen Ärzte, Schwestern und Pfleger. Sie hatten vor dem Kriege im freien Beruf oder auf den zahlreichen Missionsstationen in Ostafrika gearbeitet. Im Lager arbeiteten sie alle gemeinsam im Lagerhospital. Jeder Internierte konnte sich frei seinen Arzt wählen. Schwere Fälle wurden nach Rücksprache mit dem englischen leitenden Arzt ins Regierungshospital nach Salisbury gegeben. Die Regierungszärzte haben während der Internierungszeit allen Erwachsenen und Kindern, die schickten, die Augen gerichtet; abstehende Ohren wurden angelegt, Sportverletzungen operiert. Etwa 50 Kinder wurden während der ganzen Internierung im Lager geboren.

Das alles lag hinter uns, als die zwei langen Sonderzüge aus dem Anschlußgleis des Lagers herausrollten, um uns nach Kapstadt zu bringen.

Wir hatten zum Abschied den südrhodesianischen Behörden durch ein besonderes Schreiben und durch die Presse den Bewohnern des Landes in würdiger und gemessener Form unseren Dank ausgesprochen.

3½ Tage und 3 Nächte rollten wir ohne Unterbrechungen nach Süden. Es war für uns gut gesorgt worden. Jeder Internierte hatte in den bequemen Abteilen genügend Platz, Familienangehörige waren jeweils zusammengelegt worden. Wir fühlten uns beinahe wie Vergnügungsreisende.

Wir fuhren durch menschenleeres Land. Es dauerte halbe Tage, ehe wir irgend ein lebendes Wesen vom Zuge aus erblickten. Unendlich dehnte sich das weite buschbestandene Grasland zu beiden Seiten der Schienen.

Erst im Süden, in der Nähe von Kapstadt, wurde die Landschaft fruchtbar. Weite Obstpflanzungen und Weinfelder traten dicht an die Eisenbahn heran. Ausgedehnte Flächen waren mit Mais und Getreide bestellt, Waldanpflanzungen waren zu sehen.

Langsam, ganz langsam, drückten wir in die riesige Zollhalle im Hafen von Kapstadt. Der Zug steht still. Wir verlassen die Wagen. Nur flüchtig sehen die Zöllner unser Gepäck nach.

Wir sind umringt von Menschen und wieder Menschen, die uns voll Fürsorge umgeben und uns durch die Halle zu einem haus hohen Stapel aus lauter Paketen führen. Wir können gar nicht alles in den Armen halten, was man uns auflädt. Jeder bekommt warme Kleidung, jedes Kind und jede Frau ein großes Paket mit Süßigkeiten, wie jeder Mann Zigarren, Rauchtabak und Zigaretten. Wenige Tage vor unserer Ankunft erfuhren die Deutschen, Buren und Engländer, die sich zu dem Deutschen Hilfsausschuß zusammengeschlossen hatten, von der endgültigen Ablehnung unseres Besuches und der nahe bevorstehenden Durchreise durch Kapstadt. In höchster Eile organisierten sie eine Sammlung im ganzen Land. Autos wurden zur Verfügung gestellt, Studenten fuhren im Lande herum und sammelten und packten alles zusammen. Tag und Nacht war geschafft worden.

Wir sind erschüttert. Vielen Frauen laufen still Tränen über das Gesicht, mancher der Männer wischt sich verstohlen die Augen, staunend stehen die Kinder und können all das Neue gar nicht in sich aufnehmen, was um sie geschieht.

Hunderte und hunderte von Meilen sind Paten der Internierten gereist, um die, für die sie so lange gesorgt haben, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Eine alte 80 jährige Dame, die als 12 jähriges Mädchen auf einem Segelschiff nach Südafrika gekommen war, niemals ihr Geburtsland wieder gesehen hatte, kam mit dem Auto aus dem Norden angefahren und legte ein Päckchen nach dem anderen ihren Internierungspaten in die Hände.

Was hier an Hilfsbereitschaft durch die ganzen Jahre hindurch bis zu dieser Tat am Tage unserer Einschiffung geleistet worden ist an den deutschen Internierten Ostafrikas, ist ein Ruhmesblatt der Südafrikaner.

Wenn uns der Abschied von dem Lande unserer Sehnsucht, unseres größten Glückes leichter gemacht werden konnte, dann danken wir es diesen lieben Menschen.

Es ist Nacht geworden. Eintönig dringt des Stampfen der Schiffsmaschine bis aufs Oberdeck. Gleichmäßig verstärkt sich das Rauschen,

wenn der Schiffsbug durch eine Welle schneidet. Hell glitzern die Sterne am tiefdunklen Nachthimmel. Das Kreuz des Südens liegt dicht am Horizont und steigt langsam, sich aufrichtend, am Himmel herauf.

Alles Folgende ist schnell erzählt. Schöne Tage auf dem großen Dampfer der Castle Linie. Glühende Hitze am Äquator, stürmische See in der Biskaya, Durchfahrt durch die Minensperren des Armeikanals. Regenböen peitschen über das Schiff, als wir am Feuerschiff Elbe I vorübergleiten. Deutschland. Für viele von uns ist es eine Heimkehr nach einem Menschenalter. Langsam dreht der Dampfer nach Steuerbord ein in die Elbmündung. Wir sehen die ersten Kriegswunden, die ersten Bombenschäden in unserm Leben. In dem völlig zerstörten Hafengelände macht die „Winchester Castle“ am Kai fest.

